



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Österreichisches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Weinlig zählt nicht zu den besonders hervortretenden Thomaskantoren Leipzigs. Er soll ein stilles, zurückgezogenes, ganz seinem Amte und Berufe gewidmetes Leben geführt haben. Daß er aber ein ausgezeichnete Lehrer gewesen, daran sind wir gerade in den letzten Tagen und Wochen vielfach erinnert worden: ein Schüler von ihm war — Richard Wagner, der in der autobiographischen Skizze, die er 1843 in der „Zeitung für die elegante Welt“ veröffentlichte, ihm folgendes ehrenvolle Denkmal gesetzt hat: „Ich fühlte die Notwendigkeit eines neu zu beginnenden, streng geregelten Studiums der Musik, und die Vorsehung ließ mich den rechten Mann finden, der mir neue Liebe zur Sache einflößen und sie durch den gründlichsten Unterricht läutern sollte. Dieser Mann war Theodor Weinlig. Nachdem ich mich wohl schon zuvor in der Fuge versucht hatte, begann ich jedoch erst bei ihm das gründliche Studium des Kontrapunktes, welches er die glückliche Eigenschaft besaß den Schüler spielend erlernen zu lassen. . . . Mein Studium bei Weinlig war in weniger als einem halben Jahre beendet: er selbst entließ mich aus der Lehre, nachdem er mich soweit gebracht, daß ich die schwierigsten Aufgaben des Kontrapunktes mit Leichtigkeit zu lösen imstande war.“ Der Wagner, der dies vor vierzig Jahren schrieb, war freilich ein anderer, als der, der jetzt aus der Welt gegangen.



Österreichisches.



Als die Grenzboten vor einigen Monaten die vielbesprochene Mittheilung über das Vertragsverhältnis zwischen Österreich und dem deutschen Reiche gemacht hatten, wurde in allen nichtdeutschen Idiomen dieses vielsprachigen Staatskörpers auf das allerlebhafteste gegen den Verdacht protestirt, daß irgendeine Nationalität etwa dem Bündnisse mit Deutschland abgeneigt sei oder gar an dessen Lockerung arbeite. Dieses Bündnis zählte plötzlich nur begeisterte Anhänger im Lande. So wenig nun dieser einmütige Feuereifer mit hundert und aberhundert Kundgebungen der letzten Jahre in Einklang zu bringen war, ließen wir uns denselben doch gern gefallen. Bewies er nicht, daß man auf das Kanngießern und Bramarbasiren in den Zeitungen und Vereinen keinen zu großen Wert legen dürfe? Da geht viel über die Zunge und aus der Feder, wovon Kopf und Herz eigentlich nichts wissen. Das Geschäft verlangt, daß man sich nicht überbieten lasse, und der Zanf erhitzt die Gemüther. Shakespeare hat wiederholt

in meisterhaften Zügen geschildert, wie Diener und Klienten der Parteihäupter sich gegenseitig beschimpfen, dann raufen, und die Bürger glauben, einander ebenfalls die Köpfe einschlagen zu müssen, weil — ja warum? Als etwas andres sind auch die Feder- und Zungengefechte in den Vorzimmern der politischen Welt nicht anzusehen. Aber den Vorwand liefern doch immer die Herren; und wenn sie mit verächtlichen Worten der Balgerei ein Ende machen wollen, sehen sie sich plötzlich selbst mitten im Getümmel, und nicht nur Kaufbolde wie Thibalt, sondern auch die Mercutios können dabei ums Leben kommen. Da sich nun im ernstern Moment die ruhige Erwägung stärker zu erweisen schien als die Leidenschaft, da die unvernünftigen nationalen Bestrebungen, Antipathien und Eifersüchteleien wenigstens bis zu einem gewissen Grade öffentlich verleugnet wurden, war es wohl keine Unbescheidenheit, zu erwarten, daß die „Herren,“ die Parteiführer, in Zukunft selbst etwas bedächtiger sein und ihr Gefolge und Gefinde besser im Zaum halten würden.

Stille Hoffnung! Die feierlichen Beteuerungen waren kaum verhallt, als sofort wieder der blödeste Deutschenhaß abermals zum Worte kam. Und da Herr Kieger, das anerkannte Haupt der Tschechen, sich beeilte, seinen Landsleuten in Schlesien ihre deutschen Mitbürger als „Fremde“ zu denunziren, da der Direktor der Prager „höheren böhmischen Töcherschule“ in einer Sitzung des Abgeordnetenhauses die Deutschösterreicher beschuldigte, „im äußersten Notfalle mit Hilfe des mächtigen deutschen Reiches ihre nationale Herrschaft behaupten zu wollen, selbst wenn darüber Osterreichs Großmachtstellung und endlich Osterreich selbst zu Grunde gehen sollte,“ da der Primas von Ungarn, Kardinal Simor, sich nach seiner Heimkehr aus Rom verpflichtet gefühlt hat, den „Kulturkampf“ in einem Hirtenbriefe von seinem Standpunkt aus zu beleuchten, da das einflußreichste (bezeichnend genug in deutscher Sprache, wenn auch frei von deutscher Gesinnung geschriebene) Blatt Ungarns, der Pester Lloyd, sich die Schmach anthut, den Wortbruch des Generals Thibaudin auf eine Linie zu stellen mit dem Übergang der sächsischen Regimenten bei Leipzig und — man höre! — mit Yorks Konvention von Taurroggen: da solche Dinge wieder alltäglich geworden sind, so ist man leider gezwungen, die eingangs erwähnte Episode ganz anders zu betrachten. Nicht der Patriotismus, nicht der politische Verstand haben die sympathischen Äußerungen für Deutschland eingegeben; vielmehr fanden die Herren sich in der Lage ertappter Schulbuben und benahmen sich auch so. Sie hätten die Fenster eingeworfen? Beileibe, das thun ja so wohlerzogene Knaben niemals, und am wenigsten bei einem guten Freund und Nachbarn. Aber kaum glauben sie sich unbeobachtet, so werden die Steine wieder aus der Tasche hervorgeholt. Wir können nicht untersuchen, wo in dem Vergleiche des Pester Lloyd die Frechheit aufhört und die Unzurechnungsfähigkeit beginnt, unverkennbar ist nur, daß das edle Blatt bei seinen Lesern die entsprechenden Gefinnungen voraussetzt, wie sie jener Prager Mädchenschuldirektor

bekannt, wenn er uns schmunzelnd den Vernichtungskrieg der verbündeten Slawen und Franzosen gegen das Deutschtum an die Wand malt.

Solcher Bosheit gegenüber muß auf die Deutschösterreicher das energische Auftreten verschiedner Berliner Organe gegen die Deutschen in Siebenbürgen und deren Freunde in Deutschland einen eignen Eindruck machen. Wir verkennen nicht im mindesten die politischen und die Anstandsriicksichten, welche dabei im Spiele sind, und sagen uns außerdem, daß wir garnicht in der Lage sind, alle Beweggründe der Haltung der deutschen Regierung in einer bestimmten Frage zu erkennen. Aber wenn jedes ermutigende Wort seitens der Stammesgenossen schon als Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates herb verwiesen wird, und wenn ein Bester Diffiziosus sich in einem — wie angenommen wird, der deutschen Regierung nahestehenden — Blatte so weit versteigen darf, die Siebenbürger Sachsen als Feinde des deutsch-österreichischen Bündnisses hinzustellen, weil sie auf dem bestehen, was ihnen bei der Einverleibung in den 1867 neu konstituirten ungarischen Staat feierlich gewährleistet worden ist, dann muß das auf die hartbedrängten Deutschen im äußersten Südosten und endlich auf alle Deutschen Österreichs eine sehr niederschlagende Wirkung ausüben. Sie verlangen ja nichts von dem stammverwandten Nachbar, es ist die elendeste Verleumdung, wenn die „Struppigen“ (um mit Hebbel zu reden) nicht ermüden, sie des Liebäugelns mit der Kornblume zu zeihen — dieser, allerdings ein wenig geschmackvolleren Form bedienen sich jetzt die Denunzianten, welche früher die „Preußenseuche“ erfunden hatten; es giebt besonnene Personen genug, welche das Treffende in dem geflügelten Worte von den „Herbstzeitlosen“ fühlten. Allein, mag die heutige Situation wesentlich durch Verschuldungen der deutschen Liberalen geschaffen worden sein, der Kampf wird gegenwärtig mit so ungleichen Waffen geführt, daß die Feinde aller Deutschen nicht noch der moralischen Unterstützung der Deutschen außerhalb Österreichs bedürfen. Unter allen Umständen haben an dem, was man den Eisleithaniern vorwerfen kann, die Bewohner des Königsbodens keinen Anteil, und die äußerste perfidie ist es, den evangelischen Geistlichen Herrschgelüste unterzuschieben, für welche die Verteidigung der Nationalität lediglich als Maske diene. Die Gerechtfame der Kirche sind eben das letzte Bollwerk der deutschen Schule und damit des Deutschtums in Siebenbürgen.

In Wien hat soeben wieder eine Redeschlacht ausgetobt, die einen entsetzlichen Eindruck macht. Die Linke verweigert das Budget und bringt zur Rechtfertigung alle ihre Beschwerden vor, die Rechte hat fast ebensoviel zu klagen, unterstützt aber die Regierung in der Erwartung, daß diese sich in allem fügsam zeigen werde, und in der Furcht, daß diesem Ministerium wieder ein zentralistisches folgen könne. Dieses Schauspiel wiederholt sich nun Jahr für Jahr, aber mit jeder Wiederholung ist die Erbitterung größer, wird der Ton rücksichtsloser, wird man immer weniger wählerisch in gegenseitiger Schmähung und

Verdächtigung, Felonie, Korruption, Verschwendung des Staatsvermögens, Bedrückung, Reaktion schleudert man sich gegenseitig ins Gesicht, und das Fazit ist, daß die Mehrheit mehr oder minder unumwunden ausspricht: Was ihr früher gethan habt, als ihr die Macht besaßt, das thun wir jetzt, wo wir sie haben, und wir werden das äußerste aufbieten, um euch nicht wieder zur Macht gelangen zu lassen, denn wir wissen, daß ihr sie gebrauchen würdet wie früher. Könnte man sie in dem letztern Punkt nur Lügner heißen! Aber die Liberalen wollen in der That nichts lernen. Mit allen parlamentarischen und publizistischen Mitteln haben sie vor vier Jahren das Zustandekommen eines liberalen und deutschfeindlichen Ministeriums verhindert, dann den Grafen Taaffe genötigt, sich auf die Rechte zu stützen, und so geraten sie heute wieder in die blinde Wut gegen eine kleine Gruppe von Abgeordneten, welche vermitteln, eine Ausgleichung der Gegensätze versuchen möchten. Und doch könnte durch diese Fraktion allein die Linke aus der hoffnungslosen Lage errettet werden, da das eine, was allerdings von rechtswegen geschehen sollte, vorderhand aus taktischen Gründen unterbleiben wird: eine völlige Sonderstellung Galiziens.

Das jetzige Verhältnis dieses Landes zum Reiche ist wirklich ein so eigentümliches, daß man nicht faßt, wie es Dauer haben solle. Nicht viel, nur die äußere Form mangelt noch, und Galizien würde das dritte Glied einer Trias sein; doch dieser Mangel wird durch Vorteile aufgewogen, auf welche die Polen nicht werden verzichten wollen: die Überschüsse der deutschen Kronländer müssen den Haushalt Galiziens bestreiten, dabei üben die Polen in allen gemeinsamen Angelegenheiten einen maßgebenden Einfluß aus, setzen durch, was die Tschechen und die Ultramontanen wünschen, und erwirken schließlich, daß die Gesetze, welche sie den andern aufgezwungen haben, für Galizien keine Gültigkeit haben. Weshalb sollten sie eine so beispiellos vorteilhafte Position freiwillig aufgeben, und wie sollten ihre Bundesgenossen in eine Änderung willigen, welche eine Verschiebung der Machtverhältnisse zur Folge haben würde? Aber wohin soll alles dies führen?

Vorläufig sehen wir eine deutliche Wirkung der polnischen Präponderanz in Österreich: allen übrigen Polen schwillt der Ramm, und das mag unerfreulich sein, begrreiflich ist es gewiß.

